

Copper Creek, Colorado, Rocky Mountains
 Dienstag, 5. Juni 1877

McKenna Ashford kletterte in der festen Überzeugung, dass es die richtige Entscheidung gewesen war, in den Westen zu kommen, von der Kutsche. Das Verhalten ihres Bruders zu Hause in Missouri hatte ihr keine andere Wahl gelassen. Sie betrachtete die nicht gerade idyllische Bergstadt Copper Creek und stellte fest, dass sie rauer war, als sie sich die Stadt nach den Beschreibungen in den Briefen ihrer Cousine vorgestellt hatte. Die Stadt sah mit ihren Schindelgebäuden, von denen sich einige leicht zur Seite neigten und altersschwach wirkten, eher rustikal aus. Viele Fenster wiesen Sprünge auf und erinnerten McKenna an blutunterlaufene Augen, die die ahnungslosen Passanten anstarrten. Aber die Berge ...

McKenna legte den Kopf in den Nacken und ließ ihren Blick über die zerklüfteten Berge wandern, die über Copper Creek Wache standen. Ihr Blick blieb an den schneebedeckten Gipfeln hängen, die sie gleichzeitig mit Ehrfurcht erfüllten und demütig machten. Janie hatte recht: Ein Mensch, der diese Berge sah, wurde unwillkürlich verändert.

„Das ist es also? *Dafür* haben wir unser Zuhause aufgegeben?“

McKenna schaute zu Robert hinauf, der immer noch auf dem Kutschbock saß, und sah die Verachtung in der finsternen Miene ihres Bruders. Robert war erst vierzehn, neun Jahre jünger als sie, aber er war um einen guten Kopf größer und besaß Muskeln, auf die die meisten Männer stolz gewesen wären. „Robert, ich bitte dich doch nur, dass du mit dem Wagen zu Vince und Janie weiterfährst, damit sie wissen, dass wir angekommen sind.“ Sie war erschöpft und hatte Hunger, aber sie bemühte sich trotzdem, ihre Frustration nicht zu zeigen. Es gelang ihr nicht. Wieder einmal. „Ihr Haus befindet sich nur einen knappen Kilometer außerhalb der Stadt.“ Sie deutete auf

den Umschlag, der neben ihm auf dem Kutschbock lag. Sie kannte den Inhalt des Briefes inzwischen auswendig. „Die Wegbeschreibung steht in dem Brief. Ich leihe mir im Mietstall ein Pferd und komme bald nach.“

Robert rührte sich nicht von der Stelle. „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht mit dir zum Mietstall kommen kann.“ Er warf einen flüchtigen Blick auf den Brief. „Ich habe diese Leute doch noch nie gesehen.“

„Aber ja, du hast sie schon gesehen. Ich habe dir doch erzählt, dass sie dich kannten, als ...“ Sie brach ab, da sein eigensinnig vorgeschobenes Kinn ihr verriet, dass es keinen Sinn hatte, weiterzusprechen. „Du kannst dich an Vince und Janie nicht erinnern, weil du damals noch zu jung gewesen bist. Aber sie werden sich an *dich* erinnern. Auch wenn sie dich ganz bestimmt nicht wiedererkennen, wenn sie dich sehen!“ Mühsam zwang sie sich zu einem Lächeln. „Sag ihnen einfach, wer du bist. Sie erwarten uns.“

„Ich sehe immer noch nicht ein, warum ich nicht ...“

„Robert!“ Sie atmete hörbar aus. „Bitte mach einfach, was ich sage. Ich kläre mit dem Mietstallbesitzer die Details und komme dann sofort nach.“

Er kniff die Augen zusammen. Mit mehr Kraft, als nötig gewesen wäre, löste er die Bremse der Kutsche. „Wahrscheinlich hast du recht. Es ist besser, wenn du ohne mich hingehst. Schließlich wissen wir beide, dass er nicht mich, sondern *dich* eingestellt hat. Auch wenn er das vielleicht noch nicht weiß!“ Er ließ die Peitsche kräftig knallen.

Der Wagen fuhr holpernd an. McKenna sprang schnell zurück, da das Wagenrad ihren Stiefel nur knapp verfehlte. Sie war mit ihrer Geduld am Ende. Wie konnte sie diesen Jungen so sehr lieben und trotzdem manchmal den Wunsch haben, ihn zu erwürgen?

Als sie sah, mit welchem natürlichen Geschick Robert mit der schweren Kutsche umging, regte sich in ihr ein Anflug von Neid. Sie hatten die Pferde und den Wagen in Denver gekauft, aber sie war sich nicht sicher gewesen, wie er auf den steilen Bergpässen zurechtkäme. Aber es gab keinen Wagen, den Robert nicht lenken – oder bauen – konnte. Das Werkzeug und Material, das sie von zu Hause mitgebracht hatten, drückten das Wagenbett tief nach

unten. Sie hatte sich von dem Werkzeug ihres Vaters nicht trennen können, auch wenn sie nach seinem plötzlichen Tod fast mittellos dastanden.

Auf der Hauptstraße stauten sich die Pferdewagen, doch Robert bahnte sich problemlos einen Weg. Die langen Stunden, die sie auf der zweiwöchigen Fahrt von Missouri nach Colorado mit ihm allein verbracht hatte, waren ihr durch sein wiederholtes missmutiges Seufzen viel länger vorgekommen. Er hatte sie damit ständig daran erinnert, dass ihm dieser Umzug nicht gefiel. Als könnte sie das vergessen!

Sie hielt den Atem an, als er zwei schwer beladene Wagen viel zu knapp überholte. Er machte das zweifellos absichtlich. Das sah sie daran, wie er vor den Fahrern frech den Hut zog. Die Fahrer warfen ihm einen finsternen Blick zu. Beide waren so kräftig gebaut, dass sie Robert trotz seiner Größe und Muskeln mühelos in seine Schranken verweisen könnten.

Sie kniff die Augen zusammen. Einerseits betete sie, dass Robert diese Männer nicht noch mehr provozieren würde, andererseits fragte sie sich, ob ihm eine gehörige Tracht Prügel nicht vielleicht ganz guttun könnte. Sie hatte ihn nie geschlagen. Die Mutterrolle, die Gott ihr in einem so jungen Alter aufgebürdet hatte, überforderte sie oft. *Bitte lass ihn hier nicht das machen, was er zu Hause gemacht hat.* Dieser Umzug war für sie beide eine Chance zu einem Neuanfang. Sie konnte es sich nicht leisten, dass dieser Versuch, sich ein neues Leben aufzubauen, fehlschlug.

Sie dehnte die verspannten Muskeln in ihren Schultern und in ihrem Nacken, müde von der Strecke, die sie heute von Denver nach Copper Creek zurückgelegt hatten. Ein überraschend kühler Wind zog von den schneebedeckten Bergen herab und machte die Nachmittagshitze erträglicher.

Sie atmete tief ein und fühlte ein Prickeln in ihrem Brustkorb. Die Luft roch, als hätte Gott sie heute Morgen frisch aus dem Himmel hierhergeweht. Das war ganz sicher ein gutes Zeichen.

Seit sie in Denver aus dem Zug gestiegen war, hatte sie das Gefühl, nach Hause zu kommen, obwohl sie diese Gegend noch nie zuvor gesehen hatte. Normalerweise war sie keine Romantikerin, doch sie fragte sich, ob dieser Umzug nach Copper Creek trotz al-

lem Gottes Plan für sie war. Vielleicht lag hier das Erbe, das er für sie vorgesehen hatte? Das Erbe, das ihr Vater ihnen nicht hatte geben können.

Sie hob leicht ihren Rock und schritt auf den hölzernen Bürgersteig zu. Dabei bemühte sie sich, den zahlreichen Hinterlassenschaften der Tiere, die über die Straße gezogen waren, auszuweichen. Die Leute, die auf den Holzplanken unterwegs waren, und die Menschen, die sich um den Eingang zum Gemischtwarenladen drängten, grüßten sie mit einem Kopfnicken. Einige lächelten sie sogar freundlich an. Vielleicht konnten sie und Robert sich hier tatsächlich ein neues Leben aufbauen.

Vielleicht konnte Copper Creek ihr Zuhause werden. Niemand hier wusste etwas über ihre Vergangenheit.

Mit neu aufkeimender Hoffnung betrat sie den Gemischtwarenladen. Sie hatte für Janies fünfjährige Tochter, Emma, eine Kleinigkeit kaufen wollen, war bis jetzt aber nicht dazu gekommen. Es sollte nur ein einfaches Geschenk sein. Sie wollte der Kleinen damit zeigen, wie dankbar sie ihr war, dass Emma ihr Zimmer mit ihr teilte, bis sie eine andere Wohnmöglichkeit für sich und Robert gefunden hätte. Sie dachte an Emmas Zeichnungen, die sie in ihrer Tasche stecken hatte. Süß gemalte Bilder von einem Blockhaus und einem Stall, die ihre Cousine Janie in ihrem letzten Brief an McKenna mitgeschickt hatte. Sie konnte es kaum erwarten, die kleine Künstlerin kennenzulernen.

McKenna sah ein älteres Ehepaar durch den Mittelgang des Geschäfts auf sich zukommen und trat zur Seite, um ihnen Platz zu machen. Sie bemerkte das gut gelaunte Augenzwinkern, mit dem der ältere Herr sie bedachte, und beobachtete, welche Aufmerksamkeit er der Frau an seiner Seite schenkte. Wie er sie am Ellenbogen stützte und seine andere Hand fürsorglich an ihren Rücken legte. Wie er ihre Schritte vorhersah, als sie die Stufen zum Bürgersteig hinabstieg. So fürsorglich. So sanft.

Als sie die beiden beobachtete, musste McKenna lächeln. Wie lange waren sie wohl schon zusammen? Wie viele gemeinsame Erfahrungen musste man miteinander gemacht haben, um eine solche vertraute Nähe zu entwickeln? Eine Nähe, die so persönlich und so liebevoll war, dass man neidisch werden konnte! Diese Überlegun-

gen weckten in ihr Erinnerungen, die sie lieber ruhen lassen wollte. Ihr Lächeln verblasste.

Es hatte einen besonderen Mann in ihrem Leben gegeben. Früher einmal. Einen Mann, von dem sie gedacht hatte, dass sie mit ihm alt werden könnte. Aber Michaels Ehrgefühl und Gerechtigkeitsliebe hatten ihn ihr geraubt. Ein Mann, der Wert auf Ehre legte, war durchaus attraktiv. Doch irgendwann hatte sein Ehrgefühl in seinem Herzen keinen Platz mehr für McKenna gelassen.

Von diesen Erinnerungen aufgewühlt, schluckte McKenna schwer und konzentrierte ihre Aufmerksamkeit wieder auf die vor ihr liegende Aufgabe.

Nach einer kurzen Suche entschied sie sich schließlich für das perfekte Geschenk für Emma: ein Holzspielzeug, das aus einem kleinen Becher mit einer Kugel bestand, die mit einem Faden daran befestigt war. Als sie in Emmas Alter gewesen war, hatte sie etwas Ähnliches besessen und hatte dieses Spielzeug geliebt. Während sie es bezahlte, warf sie einen Blick auf ein Päckchen auf der Verkaufstheke, das nach selbst gebackenen Plätzchen aussah. Sie stand so nahe, dass sie den Zucker und die Gewürze riechen konnte. Es waren ihre Lieblingsplätzchen.

„Hätten Sie gern ein paar Plätzchen, Madam? Ich backe sie selbst. Sie sind jeden Tag frisch.“

McKenna blickte kurz auf zu der Frau hinter der Theke und zählte dann diskret die wenigen Münzen in ihrer Geldbörse. „Heute lieber nicht. Danke. Es gibt bald Abendessen. Aber sie riechen köstlich.“

Das Kompliment brachte ihr ein Lächeln ein, aber McKenna fühlte trotzdem, wie ihre Wangen glühten, und ahnte, dass die Frau den wahren Grund für ihren Verzicht auf die Plätzchen erraten hatte. McKenna bedankte sich bei ihr und verließ schnell den Laden. Sie tröstete ihren Hunger mit dem Wissen, dass Janie das Abendessen auf dem Ofen warmhalten und ein Blech mit ihren köstlichen Buttermilchkeksen im Ofen haben würde. Sieben Jahre waren vergangen, aber McKenna erinnerte sich immer noch an den Geschmack von Janies Keksen und an die Honigbutter, die sie dazu servierte.

Als ihr bewusst wurde, dass sie vergessen hatte, die Frau im Ge-

mischwarenladen nach dem Weg zum Mietstall zu fragen, erkundigte sich McKenna bei einem Passanten nach dem Weg.

„Zu welchem Mietstall wollen Sie, Madam? Wir haben hier drei.“

Drei? Sie hoffte, Janies Rat in Bezug auf den Mietstall, an den sie sich wenden sollte, war wohl überlegt gewesen. Sie brauchte den Mietstall, der ihr und Robert die größten Möglichkeiten bieten konnte. Nach den Kosten für die Zugfahrt nach Denver und dann für den Kauf der Pferde und des Wagens waren ihre Mittel fast völlig erschöpft. „Ich suche den Mietstall, der einem gewissen Mr Casey Trenton gehört.“

Der Mann wies in eine Richtung. „Trentons Stall ist auf der anderen Seite der Stadt, in Richtung der Bergbaulager.“ Er war von kleiner Statur, aber mit einem kräftigen Umfang, der seine fehlende Größe ausglich. Der Fremde schürzte die Lippen und ließ einen lüsternen Blick über sie gleiten. „Sie sind gerade erst mit der Postkutsche angekommen, Miss?“

McKenna nahm den Zwiebelgeruch in seinem Atem und etwas Unangenehmes an seinem Benehmen wahr. „Wenn Sie mich bitte entschuldigen würden.“ Sie trat an ihm vorbei und marschierte auf dem unebenen Bürgersteig weiter. Dabei ignorierte sie seine wiederholten Versuche, neben ihr zu gehen und das Gespräch wieder aufzugreifen.

Sie ging in die Richtung, die er ihr gezeigt hatte, und warf einen vorsichtigen Blick hinter sich, um sicherzugehen, dass er ihr nicht mehr folgte. Doch er folgte ihr. Allerdings nur mit den Augen. Sie bog in die nächste Seitenstraße ein. In der Regel waren Männer trotz ihres Prahlens und ihrer großspurigen Reden leicht zu durchschauen.

Es tat gut, zu Fuß zu gehen. Sie verlängerte ihre Schritte und konnte es nicht erwarten, ihre geschäftlichen Angelegenheiten mit Mr Trenton, dem Eigentümer des Mietstalls, zu klären und noch vor Sonnenuntergang zu Vince und Janie zu kommen. Es könnte hier schneller dunkel werden, als sie erwartet hatte, da Copper Creek von hohen Bergen umgeben war. „*Eine Versorgungsstelle für umliegende Bergbaustädte*“, hatte Janie Copper Creek genannt. McKenna hoffte sehr, dass diese Situation ihren und Roberts Berufsaussichten entgegenkäme.

Sie kam an Gebäuden vorbei, die aus handbearbeiteten Kiefern gebaut waren und auf engem Raum nebeneinanderstanden, als würden sie sich nach dem harten Winter, für den diese Gegend bekannt war, immer noch eng aneinanderdrücken. Trotzdem regte sich in ihr bereits eine Sympathie für diese Stadt. Sie zog diese Kleinstadt der Großstadtatmosphäre von St. Joseph, die sie und Robert hinter sich gelassen hatten, vor.

Sie freute sich, Janie nach so vielen Jahren wiederzusehen. Und auch Vince. Janie war ihre Cousine, aber sie standen sich so nahe wie Schwestern. Janie war die Schwester, die McKenna sich immer gewünscht hatte. Es war gut möglich, dass Janie inzwischen schon ihr zweites Baby bekommen hatte. Es müsste jeden Tag so weit sein. Der letzte Brief, den McKenna bekommen hatte, war bereits vor zwei Monaten abgeschickt worden. Doch im Frühling war auf einer neuen Ranch immer viel zu tun, noch dazu, wenn man ein fünfjähriges Kind hatte, das ständig beschäftigt werden wollte. Wie gut sie sich an Robert in diesem Alter erinnerte!

„Guten Tag, Madam“, grüßte eine junge Frau sie mit einem freundlichen Lächeln, als sie auf dem Bürgersteig an ihr vorbeiging. Ein kleiner Junge saß auf ihrer Hüfte und ein zweiter Junge, der nicht viel älter war, klammerte sich an ihren Rock und lief hinter ihr her.

„Guten Tag.“ McKenna grinste, als sie sah, wie der ältere Junge sich anstrengte, um mit seiner Mutter Schritt zu halten, und diese Herausforderung sichtlich genoss. Robert hatte als kleiner Junge ganz genauso gestrahlt und sich an ihren Rock geklammert, wenn sie miteinander in den Gemischtwarenladen gegangen waren. Sie seufzte. Das alles schien ewig weit weg zu sein. Seitdem war so viel passiert.

Sie hob den Blick zum Himmel, wo die Sonne sich unaufhaltsam den schneebedeckten Gipfeln näherte und die Berge mit einem leuchtenden, goldenen Schein versah. Zugegeben, an manchen Tagen fragte sie sich, ob sie sich mit ihrem Umzug nach Copper Creek nur an den sprichwörtlich letzten Strohalm klammerte. Aber sie hatte deswegen lange und intensiv gebetet und viele schlaflose Nächte darüber nachgedacht, bis sie irgendwann den Eindruck gehabt hatte, dass sie diesen Schritt wagen sollte. Diese immer tiefer

werdende Gewissheit in ihr war ein angenehmes Gefühl. Endlich hatte sie eine genau durchdachte, gute Entscheidung getroffen.

Sie warf einen Blick in die Schaufenster, an denen sie vorbeiging: ein Bekleidungsgeschäft für Frauen, ein Schuster und eine Bäckerei, deren Tür offen stand. Der würzige Duft von frisch gebackenem Brot und etwas Süßem stieg ihr in die Nase und sie verlangsamte ihre Schritte. Ihr Magen zog sich vor Hunger zusammen. Aber sie tröstete sich erneut mit dem Gedanken, dass Janie mit dem Abendessen auf sie wartete, und ging weiter.

Sie konnte ziemlich gut kochen, aber sie war keine gute Bäckerin. Als kleiner Junge hatte Robert ihr erklärt, dass ihre Kekse sich ausgezeichnet als Wurfgeschosse für seine Steinschleuder eigneten. Leider hatte er damit recht gehabt. Aber eine Frau konnte nicht in allem gut sein. Es war am besten, sehr früh zu lernen, wo die eigenen Stärken lagen, und das meiste aus ihnen zu machen. Sie war gezwungen gewesen, schon in sehr jungem Alter zu lernen, wo ihre Stärken, aber auch wo ihre Schwächen lagen, von denen sie mehr als genug hatte.

Sie erreichte das Ende des Bürgersteigs und trat auf die Straße hinab. Vielleicht war sie zu früh gezwungen worden, das zu lernen, aber wenigstens hatte sie ...

Die polternden Pferdehufe kündigten den Reiter nur wenige Sekunden, bevor er bei ihr war, an.

McKenna wich ihm mit einem schnellen Satz aus. Sie entkam den Pferdehufen nur knapp und fiel hart auf die Stufen des Bürgersteigs. Ein brennender Schmerz schoss durch ihre Schulter und in ihre linke Hand. Der Mann musste sie gesehen haben. Trotzdem hatte er keinen Versuch unternommen, anzuhalten!

Sie blinzelte benommen. Schließlich gelang es ihr, wieder aufzustehen. Doch im nächsten Moment hörte sie die polternden Hufe eines zweiten Reiters, der den ersten offenbar verfolgte.

McKenna beeilte sich, um sich vor dem zweiten Reiter in Sicherheit zu bringen. Aber im Gegensatz zu dem ersten Mann lenkte dieser Reiter sein Pferd scharf nach links, um ihr auszuweichen. Dabei flogen kleine Steinchen durch die Luft. In einer einzigen, fließenden Bewegung schob er seinen langen, schwarzen Mantel beiseite und nahm das Gewehr, das an seinem Sattel hing, bevor er durch eine Gasse preschte.

McKenna startete in die Richtung, in der er verschwunden war, und fühlte ein unangenehmes Pochen in ihrer linken Hand. Als sie genauer hinsah, stellte sie fest, dass ihre linke Handfläche aus einer kleinen Wunde unterhalb ihres Daumens blutete. Wie konnte eine so kleine Wunde so stark bluten? Aber der Schnitt ging tief. Sie verzog vor Schmerzen das Gesicht und fuhr mit der Hand in ihre Handtasche, um ihr Taschentuch ...

Ein Schuss ertönte. Sie zuckte zusammen.

Der Knall des Gewehrs hallte von den Bergen wider.

Sie hielt inne und wartete mit laut hämmerndem Puls. Mehrere Sekunden verstrichen, doch es war kein weiterer Schuss mehr zu hören.

Sie drückte das Taschentuch fest auf ihre Wunde und unterband damit den Blutfluss. Dann wickelte sie sich das elegante Taschentuch mit Spitzenrand um die Hand. Die Initialen ihrer Mutter, die in den elfenbeinfarbenen Stoff gestickt waren, nahmen schnell ein dunkles Rot an. Zwei Dinge wusste sie mit Bestimmtheit: Die Wunde musste genäht werden, damit sie gut verheilte. Und die Blutflecken ließen sich nie wieder aus dem kostbaren Erbstück herauswaschen.

Sie hörte Schritte auf dem Bürgersteig und blickte auf. Erst jetzt merkte sie, dass aus den umliegenden Geschäften und Gebäuden viele Menschen auf den Bürgersteig strömten. Sie sahen sich in beiden Richtungen auf der Straße um. Ein Geräusch lenkte McKennas Blick nach oben.

Eine zierliche Frau, deren dunkle Haare glatt aus ihrem Gesicht nach hinten gezogen und in ihrem Nacken zu einem Knoten zusammengebunden waren, stand auf dem Bürgersteig und lehnte sich zu ihr herunter. „Sie verletzt, Miss?“ Dünne, schwarze Augenbrauen zogen sich hinter einem kerzengeraden, schwarzglänzenden Pony zusammen.

Ihre mandelförmigen Augen waren dunkel und forschend. Als McKenna in ihre Augen sah, war ihr erster Gedanke, dass diese Frau wusste, was Schmerzen bedeuteten.

Die Frau deutete auf ihre Hand. „Sie verletzt!“ Die Betonung in ihrer leisen Stimme änderte sich. Sie stand auf und drehte sich um. Mit winzigen Schritten verschwand sie durch eine Ladentür und kam wenige Sekunden später mit einem sauberen Tuch in der Hand zurück.

McKenna fiel unwillkürlich der anmutige Gang dieser Frau auf. Und ihre Schuhe: blaue Slipper aus bestickter Seide. Kunstvoll. So klein. Und so spitz.

Wortlos bückte sich die Frau und griff nach ihrer Hand. Mit Bewegungen, die viel Erfahrung verrieten, entfernte sie sanft das Taschentuch und umwickelte die verwundete Stelle mit dem frischen Tuch. Sie legte den Stoff mit geübter Hand wie ein Arzt zwischen McKennas Daumen und Zeigefinger und dann um ihr Handgelenk.

Dankbar schaute McKenna zu.

Zart war die beste Beschreibung für diese Frau, und *anmutig*. Als sich die Frau nach unten beugte, um das Ende des weichen Stoffes mit ihren weißen Zähnen abzureißen, roch McKenna etwas Angenehmes in ihren schwarzen Haaren. Ihre schlanken Finger arbeiteten schnell und banden die zwei Enden des provisorischen Verbands zu einem lockeren Knoten zusammen. Dann lächelte sie und sagte etwas in einer Sprache, die McKenna nicht verstand.

Als werde ihr bewusst, was sie gerade getan hatte, beugte die Frau schnell den Kopf und kniff die Augen zusammen, als suche sie nach den richtigen Worten. „Besser ... jetzt?“

McKenna warf einen Blick auf den Verband. „Ja, viel besser jetzt ... danke.“ Sie versuchte, ihre Schulter zu bewegen, und verzog das Gesicht. Die Schulter war nicht ausgerenkt. Dank eines übermü-

tigen Hengstes vor ein paar Jahren wusste sie, wie sich eine ausge-
renkte Schulter anfühlte. Trotzdem würde das Gelenk mehrere Tage
wehtun, ganz zu schweigen von den Blutergüssen, die bald in den
verschiedensten Farben leuchten würden.

Ein Mann erschien im Rahmen der Tür, aus der die Frau gekom-
men war, und sah sehr streng aus. Er war klein gewachsen, sah aber
gewiss nicht wie ein Schwächling aus. Seine Haare waren über den
Schläfen abrasiert und den Rest trug er in einem eng geflochtenen
Zopf, der über seinen Rücken bis zu seiner Hüfte fiel.

Er wandte sich in einem scharfen Ton an die Frau, und obwohl
McKenna nicht verstehen konnte, was er sagte, begriff sie, dass er
nicht begeistert war.

Die Frau reagierte sofort und nahm das blutgetränkte Taschen-
tuch, bevor sie aufstand. Instinktiv streckte McKenna die Hand da-
nach aus. „Nein, bitte, ich ...“

„Ich nehme“, flüsterte die Frau. „Ich wasche.“ Ihr Lächeln hielt
nur eine Sekunde an, bevor sich ihre Miene in eine nicht zu deutende
Maske verwandelte. Mit eiligen, trippelnden kleinen Schritten
bewegte sie sich und trat mit gebeugtem Kopf vor den Mann, des-
sen Gesichtszüge und Kleidung viel Ähnlichkeit mit ihrem Ausse-
hen und ihrer Kleidung hatten. Sie trug, ähnlich wie er, eine graue
Hose, auch wenn sie bei ihr lockerer saß, und eine knielange Bluse
in einem kräftigen Blau, die dem Stil seiner Jacke entsprach.

War das vielleicht ihr Mann? Er schien zu jung, um ihr Vater zu
sein, aber es fiel McKenna schwer, das genaue Alter dieser Frau zu
erraten. Oder das des Mannes. Sie sah sehr jung aus, aber ihr Ver-
halten widersprach diesem Eindruck. Trotzdem strahlte sie etwas
aus, das in McKenna Sympathie weckte. Und Vertrauen.

Mit immer noch gebeugtem Kopf faltete die Frau stumm die
Hände vor ihrem Bauch und verbarg darin das schmutzige Taschen-
tuch. McKenna öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber ein
scharfer Blick aus den Augen des Mannes hinderte sie daran. Sie
hatte dieses Taschentuch seit vierzehn Jahren jeden Tag bei sich, seit
dem Tag, an dem Robert geboren und ihre Mutter gestorben war.

Der Mann sprach wieder. Dieses Mal war seine Stimme etwas
freundlicher. Als er fertig war, hob die Frau den Blick. Sie nickte
und eilte hinein, ohne sich noch einmal umzudrehen. Sein Blick

wanderte zu McKenna. Obwohl sie früher schon Chinesen gesehen hatte, hatte sie noch nie ihre Bekanntschaft gemacht. Er sagte nichts, aber McKenna verstand seine nicht ausgesprochene Frage. Sie nickte kurz und wischte den Schmutz von ihrem Rock, um ihm zu zeigen, dass sie allein zurechtkäme. Er ging hinein und schloss die Tür hinter sich.

Ihr Blick blieb auf die Tür gerichtet und sie fragte sich, wie es sein musste, sich einem Mann so sehr unterzuordnen. Sie konnte sich das nicht vorstellen.

Mit pochender Hand und schmerzender Schulter stieg McKenna die Stufen zum Bürgersteig hinauf. Sie hatte kein Interesse mehr, heute Nachmittag noch zum Mietstall zu gehen. Sie wollte nur noch vor Einbruch der Dunkelheit zu Vince und Janie kommen. Janie hatte sicher eine Salbe für die Wunde. Morgen früh würde sie als Erstes einen Arzt aufsuchen. Nach und nach begannen die Ladenbesitzer und Kunden, die sie angestarrt hatten – einige von ihnen waren Weiße, aber die meisten waren Chinesen –, wieder in den Häusern zu verschwinden, und sie brach in die Richtung von Vincens und Janies Ranch auf. Bevor sie um die Ecke bog, drehte sie sich noch einmal um und las das Schild über der Tür, hinter der der Mann und die Frau verschwunden waren. Sie lächelte.

Wäscherei.

„*Ich nehme. Ich wasche.*“ Die Bemerkung der Frau ergab jetzt mehr Sinn und gab McKenna neue Hoffnung, das Taschentuch wiederzusehen, auch wenn die Flecken beim Waschen nicht verschwinden würden. Sie nickte Passanten zu, die sie immer noch beobachteten, und ging zum Gemischtwarenladen zurück. Janie hatte bei ihrer Wegbeschreibung zu ihrem Haus dieses Geschäft als Anhaltspunkt benutzt. Also ging sie am besten von hier aus los und hielt sich an die Anweisungen aus Janies Brief, die sie auswendig gelernt hatte.

Zwei Straßen weiter erblickte McKenna ein geschnitztes Holzschild, auf dem der Name *Dr. Clive Foster* stand. Sie warf einen Blick auf ihre verbundene linke Hand. Der Schnitt war nicht lang, aber das Blut hatte bereits den Verband durchtränkt. Sie entschied sich, doch nicht bis zum nächsten Tag zu warten, sondern den Arzt jetzt sofort aufzusuchen. Wenn sie die Wunde heute noch nähen

ließe, würde sie schneller heilen und die Gefahr einer Infektion wäre geringer. Außerdem könnte sie sich von dem Arzt einen WICKEL machen lassen, der gegen die Schmerzen und Schwellung helfen würde. Angesichts ihrer finanziellen Situation konnte sie nicht das Risiko eingehen, ihre beiden Hände nicht uneingeschränkt gebrauchen zu können.

Fest entschlossen klopfte sie an die Tür des Arztes und spähte durch das Fenster. Das schwächer werdende Sonnenlicht beleuchtete das Innere der Praxis, aber sie sah niemanden. Sie klopfte wieder, dieses Mal lauter. Da entdeckte sie eine Tür im Zimmer, die offenbar zum hinteren Teil des Gebäudes führte, und fragte sich, ob sich der Arzt vielleicht dort aufhielt.

Als sie den Türgriff herunterdrückte, stellte sie fest, dass die Tür nicht abgeschlossen war. Sie trat ein. „Dr. Foster? Hallo?“

Flaschen mit verschiedenen Heilmitteln füllten zwei Regalfächer. Sie waren alle in sauberer, leserlicher Handschrift beschriftet und alle Etiketten waren sorgfältig aufgeklebt. Gläser mit Schraubverschluss und Namen von Kräutern, die sie kannte, standen in einem anderen Regal und waren ähnlich ordentlich sortiert. Dr. Fosters Organisation der Praxis verriet auf angenehme Weise, dass er einen Blick fürs Detail hatte. Sie hoffte nur, seine Fähigkeit, Wunden zu nähen, wäre genauso gut ausgeprägt.

„Ist hier jemand?“

Keine Antwort.

Als sie sich schon zum Gehen wandte, fiel ihr Blick auf Etiketten, die mit den Namen von Pflanzenstoffen beschriftet waren, die sie ganz genau kannte: *Weidenrinde* und *Klettenwurzel*. Während der langwierigen Krankheit ihres Vaters hatte sie eine ganze Menge über die Zusammensetzung von Kräuterwickeln gelernt und sich von ihrem Arzt zu Hause ein Grundwissen darüber angeeignet, welche Kräuter bestimmte Krankheiten heilten oder halfen, Symptome zu lindern. Sie hatte sogar damit experimentiert, Kräuterwickel bei Beinverletzungen von Pferden im Mietstall ihres Vaters anzuwenden, und hatte beachtliche Erfolge erzielt.

Ohne ihr Taschentuch hatte sie nichts, in das sie die Kräuter einwickeln konnte. Sie ließ ihren Blick durch den Raum schweifen und entdeckte einen Stapel Papier auf einem Seitentisch.

Mit Schmerzen in ihrer pochenden linken Hand und viel Mühe gelang es ihr, ein Blatt zu einem Umschlag zu falten. Dann ließ sie genug Weidenrinde und Klettenwurzel für zwei Wickel in den Umschlag rieseln. Als sie fertig war, holte sie zwei Münzen aus ihrem Handtäschchen. Dr. Clive Foster hatte sicher nichts dagegen, wenn sie gegen Bezahlung etwas von seinen Kräutern mitnahm.

Sie suchte ein Blatt Papier und eine Feder auf seinem Schreibtisch und schrieb dem Arzt eine Nachricht, in der sie ihm erklärte, was sie getan hatte. Sie teilte ihm mit, dass sie morgen wiederkommen wollte, damit er ihre Hand nähte, dann unterschrieb sie mit ihrem Namen und war dabei dankbar, dass sie sich nicht die rechte Hand verletzt hatte. Wenn sie ihm mehr bezahlen musste, würde sie das tun. Vielleicht konnte man mit diesem Mann auch verhandeln. Schließlich ritten auch Ärzte Pferde und Pferde brauchten Sättel.

Sie legte die Nachricht und die Münzen auf seinen Patiententisch, überlegte es sich dann aber anders und legte die Sachen auf seinen Schreibtisch. Hier würde er sie sicher sofort sehen. Als sie fertig war, tat ihre Hand sehr weh. Sie nahm ihre Handtasche und wandte sich zum Gehen. In diesem Augenblick wurde die Tür zur Praxis schwungvoll aufgerissen.

Die Tür prallte von der Wand ab und wäre wieder ins Schloss gefallen, wenn nicht ein kräftig gebauter Mann über die Türschwelle getreten wäre und den Türrahmen ganz ausgefüllt hätte. Das Sonnenlicht, das ihn von hinten beschien, warf einen Schatten auf sein Gesicht und sie konnte seine Gesichtszüge nicht erkennen.

Aber der lange, schwarze Mantel verriet ihr, wer er war, ebenso wie der leblose Körper, den er auf seinen Schultern trug.